Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 50 (1970-1971)
Heft: 2

Artikel: Die Bildungsprinzipien in der Sowjetunion
Autor: Krockow, Christian von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162471

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und Veröffentlichungen schliessen lässt, trafen die polnischen Vorschläge bei einigen andern Volksdemokratien auf Zustimmung. Die Haltung der Sowjetunion in dieser Angelegenheit ist bis jetzt noch nicht bekannt.»

Der Entscheid der Sowjetunion, im Comecon intensiver mitzuarbeiten, geht zwar in erster Linie auf Überlegungen in bezug auf die eigenen aussenpolitischen Absichten zurück. Er wird aber auch von beträchtlichem Einfluss auf die Aussenhandelsbeziehungen des Landes sein. Zweifellos scheint sich die Sowjetunion heute bereit zu finden, ihren Partnern eine ernstgemeinte Zusammenarbeit anzubieten, wodurch das Comecon auch den andern Mitgliedern einen echten Vorteil bringen würde. Freilich bleibt die Frage noch offen, was jene andern Mitglieder wirklich wollen. Sollten sie sich in ihrer Mehrheit hinter die polnisch-ungarischen Vorschläge stellen, so wäre für die Gestaltung der Wirtschaft in den einzelnen Staaten der Weg der «gelenkten Marktwirtschaft» vorgezeichnet; sollte man aber die vor 1964 erörterten Konzeptionen weiter verfolgen, so würde dies dem staatlichen Wirtschaftsdirigismus, den Ungarn und die Tschechoslowakei 1968 abbauten, neuen Auftrieb verleihen. Der wirtschaftliche Dezentralisierungsprozess im Innern der einzelnen Staaten lässt sich nicht vom Dezentralisierungsprozess im Gesamtbereich des Comecon trennen.

[1] Professor Peter Wiles analysiert Bogomolows Argumente im Detail in seiner Arbeit «Communist International Economics», Oxford 1969, S. 242–248; an anderer Stelle bezeichnete er ihn als den «Austauschrelationen-Bogomolow», da sich dieser in den Jahren 1963 bis 1968 so häufig mit dem Thema beschäftigt hatte. – [2] Zur Geschichte des Austausches von technischem Wissen unter den Comecon-Mitgliedern vgl. Michael Kaser, «Comecon: Integration Problems of the Planned Economies», London, 1967, S. 156–158.

Die Bildungsprinzipien in der Sowjetunion

CHRISTIAN GRAF VON KROCKOW

Kindergärten als Grundlage

Das Bildungswesen der Sowjetunion nötigt dem westlichen Besucher zunächst einmal Respekt, ja Bewunderung ab: Ein Land, dessen Bevölkerung noch vor wenigen Jahrzehnten in der Mehrheit aus Analphabeten bestand, besitzt heute eines der leistungsfähigsten Ausbildungssysteme der Welt.

Es beginnt auf seiner untersten Stufe mit Kinderkrippen und Kindergärten, die für die grosse Mehrheit der Kinder – etwa 80 Prozent – zur Verfügung

stehen, in der Regel als Ganztagseinrichtungen mit reichhaltiger materieller, vor allem aber personeller Ausstattung: Die Leitung untersteht meist einer Kinderfachärztin, und die Kindergärtnerinnen haben eine Ausbildung erhalten, die sie nach Zeitdauer und Besoldung Mittelschullehrern vergleichbar macht. Einschliesslich des Hilfspersonals kommt auf vier bis fünf Kinder eine Betreuerin.

Man mag zwar Zweifel am Wert von Kinderkrippen – bis zum dritten Lebensjahr – anmelden: Wäre die individuelle mütterliche Zuwendung nicht wichtiger als eine noch so einwandfreie hygienische Betreuung? Tatsächlich sieht man manchmal blass-traurige Mondgesichter, die das Stichwort «Hospitalismus» aufdrängen. Bei den Älteren verliert sich jedoch dieser negative Eindruck; die Kinder des Kindergartens machen durchweg einen gesunden und fröhlichen, obschon ungeheuer braven Eindruck – da gibt es kein Toben auf dem Fussboden, und sogar gespielt wird adrett auf Stühlchen und an Tischen. Dieser «Bravheitsstil» durchzieht übrigens das Bildungssystem bis hin zu den Hochschulen und spiegelt offenbar – mit gelegentlichen eruptiven Ausbrüchen in «Hooliganismus» und Alkoholismus – Prägungen der Sowjetgesellschaft insgesamt.

Vor aller Kritik sollte aber anerkannt werden, dass mit dem Ausbau der Kindergärten zur Grundlage des Bildungssystems Entscheidendes geleistet wird nicht nur für die Entlastung berufstätiger Mütter – was wichtig genug ist –, sondern – was noch wichtiger ist – für die Herstellung von Chancengleichheit. Es ist heute eine empirisch gesicherte Einsicht, dass die Weichen des Schulerfolgs weitgehend schon im Vorschulalter gestellt werden, besonders durch die Entwicklung des sprachlichen Vermögens. Was daran versäumt wird, weniger durch Schuld als durch ein sozial bedingtes Unvermögen von Eltern, die so eigene Benachteiligungen vererben, das lässt sich später kaum mehr einholen. Denn Begabungen mögen zwar angeboren sein, sie müssen jedoch frühzeitig entwickelt, trainiert werden, sonst verkümmern und verderben sie.

Die sowjetische Vorschulerziehung macht grösste Anstrengungen, um diese Begabungsentfaltung für alle Kinder zu sichern. Bezeichnend ist nicht zuletzt, dass für die Minderheit, die keinen Kindergarten besuchte und der deshalb Benachteiligung droht, sogenannte «Null-Klassen» geschaffen werden: Kurse, die dem ersten Schuljahr vorgeschaltet sind, um ein gleichmässiges Anfangsniveau zu sichern.

Die sowjetische Grundschule

Die sowjetische Schule befindet sich im Übergang zur zehnjährigen Grundschule als verbindlicher Einrichtung für alle. Wer sowjetische Schulen be-

tritt, dem fällt zunächst besonders die grosse Einheitlichkeit und Regelmässigkeit auf. Gleiche, mindestens sehr ähnliche Verhältnisse trifft man in den verschiedensten Orten und Regionen. Angesichts des strikt zentralistischen sowjetischen Gesamtsystems ist das kaum überraschend. Zweitens fällt auf, dass die Schulen nur selten modern wirken: ausgetretene Korridore, oft nicht sehr helle Räume, etwas muffige Gerüche mit deutlicher Lysoltönung. Aber die Ausstattung ist durchaus reichhaltig; Räume für den naturwissenschaftlichen Unterricht, Schulwerkstätten und besonders die Schulbibliotheken sind wohlassortiert. Eine dritte Beobachtung, die sich sehr bald aufdrängt, betrifft den inneren Stil, der dem äusseren Eindruck entspricht: strengste Disziplin vom Direktor über die Lehrer zu den Schülern hin, strenger Lern- und Leistungsunterricht. Der Lehrer fragt ab, die Kinder antworten oder wiederholen, was der Lehrer sagte. Zensuren gibt es in jeder Stunde. Von selbständigen Rück-Fragen der Kinder an den Lehrer, von eigenständiger Problemdiskussion, von freier Gruppenarbeit ist folgerichtig wenig oder nichts zu bemerken.

Wer daraus auf Bedrücktheit, Geängstigtheit, Leistungsneurosen schliesst, sieht sich getäuscht; die Kinder machen einen frischen, unbeschwerten, durchaus unneurotischen Eindruck. Die Erklärung ist vor allem wohl in einem eigentümlichen Dogma der Sowjetschule zu suchen, in der Lehre, dass jedes Kind begabt sei – sofern es nicht wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen eine Sonderschule besuchen muss – und dass deshalb kein gesundes Kind sitzenbleiben müsse. Der Lern- und Leistungsdruck wird also nicht – jedenfalls weniger als bei uns – in individuelle Konkurrenz und Versagensangst umgesetzt. Falls doch einmal ein Kind versagt und sitzenbleibt, dann gilt nicht dieses Kind als schuldig, sondern seine Umgebung: der Lehrer, der ungenügend förderte, die Klassengemeinschaft, die nicht half, Eltern, die ihr Kind vernachlässigten. Das Resultat lässt sich mit Zahlen belegen: In einer Schule mit 340 Schülern gab es seit Jahren keinen Sitzenbleiber mehr, in einer anderen waren es von 800 vier usw.

Natürlich beginnen hier kritische Fragen: Ist das alles überhaupt realistisch? Ist es nicht vielmehr Ideologie? Gibt es keine Begabungs- und Leistungsunterschiede? Ganz gewiss gibt es diese, und unvermeidbar erleidet das System schliesslich auch einen Bruch: Wer nämlich nach erfolgreichem Schulabschluss studieren will, muss sich einer rigorosen Aufnahmeprüfung stellen, und da es weit mehr Studienbewerber als Studienplätze gibt, scheitert die Mehrheit an dieser Konkurrenz- und Ausleseklippe.

Bevor wir indessen mit überheblichem Reflex reagieren, sollten wir uns um eine – vielleicht sogar selbstkritische – Würdigung bemühen. Die positive Seite des Systems scheint nämlich darin zu liegen, dass es dem Schüler Hilfe zur Leistungsentfaltung bietet, etwa nach dem Motto: «Alle können, also kannst du auch! Und wir alle helfen dir, damit du dein Können auch heraus-

bringen kannst.» Kinder sind sensibel, und es gibt einen wichtigen psychologischen Faktor, den der amerikanische Begriff der «self-fulfilling prophecy» meint: Ein Kind, zu dem Glauben *er*mutigt, es könne etwas leisten, leistet auch etwas; ein Kind, zu dem Glauben *ent*mutigt, es werde versagen, versagt.

Damit ist wiederum nichts gegen Begabungsunterschiede gesagt. Aber es besteht ein oft unterschätzter Spielraum für die Entfaltung oder das Verdorren von Begabungen. Das haben besonders amerikanische Untersuchungen klar herausgebracht: Durch entsprechende Klimaveränderungen der Lernumstände, durch Er- oder Entmutigung kann der sogenannte Intelligenzquotient oft in kurzer Zeit erstaunlich weit gehoben oder gesenkt werden. Die sowjetische Schule mag deshalb von einer wenig realistischen Gleichheitsideologie bestimmt sein; sie leistet gleichwohl Bedeutendes für die allgemeine Begabungsentfaltung und erreicht durchweg ein hohes Leistungsniveau. Und sie tut es gerade kraft ihrer Ideologie in einem Schonraum, der Versagens-, Angst- und Schuldneurosen abwehrt oder mindestens stark abmildert.

Hochschulen und Universitäten

Betrachtet man die zahllosen Fachhochschulen und die Universitäten, so begegnet man ähnlichen Prinzipien wie in der Schule: straffe Disziplin, unerschütterte Autoritätsverhältnisse, hoher Lern- und Leistungsdruck mit ständigen Prüfungen nach genau vorgegebenen – auch dem Dozenten vorgegebenen – Studien- und Stoffplänen, wenig Problemdiskussion. Aber es gibt eine erstaunliche Produktionsbewusstheit: Eine der ersten Auskünfte, die man etwa in pädagogischen Hochschulen regelmässig erhält, ist, wie viele Lehrer insgesamt diese Hochschule seit ihrer Gründung herangebildet hat.

Zum Bilde gehört noch eine andere Auskunft, nämlich die Aufgliederung der Studentenzahl nach «Direkt»-, Abend- und Fernstudenten. Insgesamt sind weniger als die Hälfte aller Studenten «normale» Studenten in unserem Sinne. Die anderen sind es im Nebenberuf, aber alle haben die Möglichkeit zu vollgültigem Examensabschluss. Nun ist ein Studium zur linken Hand gewiss keine leichte Sache, und viele dürften scheitern. Es bleibt jedoch, dass den Bildungswilligen und Leistungsfähigen Chancen geboten werden, dass die Hochschulen für das Fern- und Abendstudium ausdrücklich die Verantwortung tragen und sie nicht, wie zum Beispiel in der Bundesrepublik Deutschland, oft recht zweifelhaften Aussenseiterinstitutionen überlassen, dass die immatrikulierten Fernstudenten zweimal im Jahr für einen Monat bezahlten Bildungsurlaub erhalten, damit sie an den Hochschulen die notwendigen Experimentierkurse und ähnliches absolvieren können.

Vieles liesse sich noch erwähnen, was aus Raummangel nicht näher geschildert werden kann: von den vorbildlichen Kinderspielplätzen überall, über die systematische Elternschulung und die Pionierpaläste (etwas schief übersetzt: «Jugendfreizeitheime»; sie ergänzen die Schulen in enger Zusammenarbeit und fallen einmal mehr durch reichhaltige materielle und personelle Ausstattung auf), bis hin zu den zahlreichen Weiterbildungseinrichtungen und dem bewundernswerten öffentlichen Bibliothekswesen. Fügt man alles zu einem Gesamtbilde zusammen, so wird wahrscheinlich der Besuchereindruck verständlich, es handle sich um ein Land der Bücherwürmer, der Lesebesessenen und Bildungsbeflissenen, um eine «Lerngesellschaft», nicht nur im Kindes- und Jugendalter, sondern fast ebenso bei den Erwachsenen. Und da uns die Experten prophezeien, dass die künftige Gesellschaft einzig als eine lebenslange Lerngesellschaft werde bestehen können, könnte es scheinen, als sei die Sowjetunion besser als viele andere Nationen auf eine solche Zukunft vorbereitet.

Eine Lerngesellschaft? – Zwiespältiger Gesamteindruck

Aber bei aller Bewunderung bleibt Skepsis geboten und der Gesamteindruck zwiespältig. Dieser Zwiespalt hängt mit der Vieldeutigkeit des Begriffs «Lernen» zusammen; am gesamten sowjetischen Bildungswesen erscheint kaum etwas so augenfällig wie der Umstand, dass der ganze, oft überschwengliche Lern- und Leistungseifer in öder, gegebenheitsgläubiger Stoffhuberei ertrinkt. Der Mangel an Spontaneität, an freier Gruppenarbeit und offener, kritischer Problemdiskussion ist unübersehbar. Einschlägige Mängel werden zwar auch im Westen von Reformern häufig beklagt, doch mit den sowjetischen Verhältnissen verglichen sind unsere Schulstuben und Seminare Musterstätten der freien Diskussion und kritischen Problembetrachtung. Mancher wird womöglich sagen: Das ist gerade das Übel bei uns, dass es so wenig unbezweifelte Autorität mehr gibt und dass zu viel diskutiert, aber zu wenig gelernt wird. So gesehen ist ausgerechnet die dem Kommunismus verschriebene Sowjetunion ein markant konservatives Land, ein wahres Paradies für ruhebedürftige Schulmeister und Professoren: Land der autoritären Hierarchie, der Ordnung und der Disziplin.

Doch die Frage bleibt, ob das alles den Anforderungen der künftigen Lerngesellschaft gerecht wird; es ist sehr zu bezweifeln. Denn es wird nicht mehr darum gehen, Wissensstoffe zu speichern, die rasch und immer rascher veralten und die man auch aus Datenbänken von vielerlei Art wird beziehen können. Worauf es vielmehr entscheidend ankommt, das ist das Erlernen des ständigen Lernens im Sinne von Offenheit, Umstellungsvermögen, Selbständigkeit und Problembewusstsein. Genau daran mangelt es in der Sowjet-

union, auch im institutionellen Sinne, denn abgesehen von wiederum stoffbezogenen Veränderungen der Lehrpläne und -bücher wird geleugnet, dass es überhaupt grundlegende Reformprobleme gibt.

So bleibt also ein seltsamer Widerspruch. Dass er nicht nur dem subjektiven Eindruck des westlichen Besuchers entspringt, sondern objektiv in der Sowjetordnung insgesamt angelegt ist, soll im folgenden gezeigt werden.

Der Glaube an den Fortschritt

Zunächst muss darauf hingewiesen werden, dass die Sowjetgesellschaft und ihr Bildungswesen fortschrittsgläubig sind, und zwar vor allem in einem technologischen Sinne, der sich möglichst quantitativ ausdrücken lässt. Überall wird man mit Zahlen überschüttet. Riesige, permanente Ausstellungen in den Hauptstädten der Unionsrepubliken sollen nicht nur «Errungenschaften» propagandistisch untermalen – wieviel mehr man heute produziert als vor der Revolution, wie herrlich weit man es also gebracht hat und künftig noch bringen wird –, sondern diese Ausstellungen sind durchaus pädagogisch angelegt, sie haben ihren Platz in der Jugend- und Erwachsenenbildung.

Symbol des Fortschritts ist vor allem die Weltraumrakete – man findet sie in Holzmodellen bereits auf den Kinderspielplätzen. In Leningrad war der Verfasser vor fünf Jahren gerade in einer Schule, als der erste Drillingsflug sowjetischer Kosmonauten gemeldet wurde, und die sonst so braven Kinder gerieten bei dieser Meldung fast ausser Rand und Band. Gagarin war der Prototyp des neuen, positiven Helden. Astronomie ist ein mögliches Schul-Wahlfach. Volkssternwarten und Planetarien findet man in grosser Zahl.

Der Fortschrittsgedanke wird aber konsequent auch auf das Verhältnis zur Geschichte angewandt. Malenkow, als er noch zur Spitze der Parteiprominenz gehörte, hat einmal gesagt: «Den vom Volk isolierten und ihm entfremdeten herrschenden Klassen des zaristischen Russland fehlte der Glaube an die schöpferischen Kräfte des russischen Volkes. Sie hielten es für ausgeschlossen, dass Russland sich aus eigener Kraft von seiner Rückständigkeit befreien könnte.» Das klingt fast so, als werde der Zarismus nur verurteilt, weil ihm der Glaube an den Fortschritt fehlte und mit ihm die Energie, ihn zu verwirklichen. Und man erinnert sich an das Wort Lenins, wonach Sozialismus gleich Sowjetmacht plus Elektrifizierung sei; heute begegnet man dem Wort in Gestalt eines pädagogischen Schaumodells, wobei alle inzwischen gebauten Kraftwerke auf der Karte der Sowjetunion in bunten Lämpchen aufleuchten.

Die Beurteilung des Zarismus ändert sich von der Spätphase zu früheren Epochen hin. Besonders Peter der Grosse gilt ganz unumstritten als «der

Grosse», weil er das Tor zum Westen aufgestossen, Russland auf den Weg des Fortschritts gebracht und den Grundstein zur russischen Vormacht in Osteuropa gelegt hat.

So gehört das Fortschrittsdenken zum Geschichtsbewusstsein der Sowjetgesellschaft ebenso wie zu ihrer Zukunftserwartung, zu ihrer Pädagogik wie zur Legitimationsgrundlage der politischen Führung. Man mag zwar bezweifeln, ob zum Verheissungsgehalt des Sozialismus ursprünglich nicht mehr gehörte als der technologisch abzumessende Fortschritt, der sich in Elektrifizierungsschaubildern niederschlägt. Aber die Mehrheit der Menschen scheint damit zufrieden zu sein. Schliesslich gibt es ja auch sichtbare Fortschritte in der Hebung des Lebensstandards, im Wohnungsbau usw., so bescheiden auch immer sich das nach westlichen Massstäben noch ausnehmen mag. Ausserdem darf man nicht vergessen, dass durch die Entwicklung des auf Chancengleichheit hin angelegten Bildungswesens so vielen Menschen konkrete Entfaltungs-, Aufstiegs- und Emanzipationsmöglichkeiten gewährt wurden.

Erstarrte Dogmatik

Aber so grossartig das alles sein mag, man stösst doch wieder auf den Grundwiderspruch, dass das Fortschrittsdenken keineswegs eine unbefangene Zuwendung zu offenen Zukunftshorizonten signalisiert, sondern unter eine vorgegebene Dogmatik gebannt bleibt. Diese Dogmatik hat weit weniger, als das gängige Schlagwort «totalitär» suggeriert, den Charakter einer alle Lebensbereiche durchdringenden Gängelung, wohl aber, und dies allerdings um so penetranter, den eines pseudoreligiösen Kults.

In seinem Zentrum steht Lenin – Lenin überall: Denkmäler, Plakate, Spruchbänder, ganz besonders: Lenin in den Bildungsstätten, vom Kindergarten bis zur Universität. Um nur die Schulen als Beispiel zu nehmen: Schon in der Eingangshalle steht meist schon eine riesige Leninbüste mit Blumen und Girlanden – es fehlt nur noch die Kerze, um den kultischen Eindruck perfekt zu machen. In den Korridoren findet man rührende Kitschdruckserien: Lenin spricht mit den Kindern, mit den Hirten, den Flössern, den Soldaten, Lenin denkt, Lenin spielt Schach. Dann vor allem die Spruchbänder:

> «Lenin, ein Lebender unter Lebenden.»
> «Lenin lebte, Lenin lebt, Lenin wird leben.»
> «Alle Kinder lieben Lenin, alle Kinder lieben alle Lehrer.»
> «Heimatlicher Lenin, sei mit uns!»
> «Lenin ist mit uns.»

So ähnlich, mit anderem Inhalt, stand es auch einmal auf deutschen Koppelschlössern. Das alles geht, je länger je mehr, dem westlichen Besucher auf die Nerven, so dass er es am Ende fast als wohltuend empfindet, wenn in Georgien Lenin nicht gar so häufig zu sehen ist, dafür aber dann und wann noch der gute alte Stalin aus einem Gebüsch lugt.

Man muss sich im Ernst fragen, ob es sich denn da nicht gewissermassen um den Zentralheiligen, die Stifterfigur neuer Orthodoxie handelt, die – wie die alte einst auch – weltlicher Macht den Mantel der Rechtgläubigkeit umhängt. Wurde die Gläubigkeit der Massen weniger vernichtet als vielmehr umgelenkt? Man möchte es meinen, wenn man die Weihestätten an allen Orten von Lenins einstigem Wirken sieht – wohin dann die Jungen Pioniere zum Gelöbnis wie zur Kommunion geführt werden –, vom Leninmausoleum auf Moskaus Rotem Platz bis hin zu jener Heuhütte nördlich Leningrads, in der sich Lenin 1917 verborgen hielt. Und wie das Tüpfchen auf dem i wirkt es, wenn im Stadtführer Kiews, wohin der grosse Mann leider nie seinen Fuss gesetzt hat, sich die Mitteilung findet, dass hier mehrere an den Begründer der Sowjetmacht erinnernde «wertvolle Reliquien» aufbewahrt würden.

Auffällig ist übrigens, dass sich der Leninkult in den letzten Jahren eher noch verstärkt und verfestigt hat. 1964 stand, jedenfalls optisch, Chruschtschew noch fast gleichrangig neben Lenin. Er ist verschwunden, wie er seinen Vorgänger Stalin verschwinden liess, aber die Nachfolger haben den freien Platz nicht okkupiert; ihre dürre Autokratie birgt sich in den Mantel Lenins. Nicht zuletzt ist auch Marx weit zurückgetreten; er wird, ohne jedes aktuelle Problemverständnis – etwa für den jungen Marx, der in der westlichen Diskussion eine so erhebliche Rolle spielt – einfach als Vorläufer rezipiert: Altes Testament, sozusagen.

Bedenklich wirkt das alles nicht so sehr, weil es sich um Manifestationen sozialistischer Ideologie handelt. Gerade in deren Anfängen beim jungen Marx liegen doch humanistische Antriebskräfte klar zutage. Bedenklich wirkt vielmehr die geistige Erstarrung, die der Vorgang anzeigt. Nach Lenin hatte zum Beispiel noch Stalin den Anspruch auf schöpferische Weiterentwicklung des Marxismus-Leninismus erhoben. Man mag den Stalinismus verdammen, aber solange Möglichkeiten schöpferischer Weiterentwicklung anerkannt werden, bleibt Hoffnung auf Neues in einem offenen Zukunftshorizont. Es könnte sich dann ja auch einmal um Entwicklungen handeln, wie sie die Intellektuellen des Prager Reformkurses und manche andere repräsentierten. Das alles wird jedoch unverständlich, es wird radikal abgeschnitten – und folgerichtig zermalmt oder als Ketzerei verstossen –, wenn die eine Schöpferfigur, wenn Lenin allein so hoch hinaufmystifiziert wird, dass nichts mehr bleibt als die auf ihn sich berufende Orthodoxie – und eine Art von verdorbener Theologie, die ihn zum jeweiligen Zwecke aus- und zurechtlegt.

Im Bildungswesen der Sowjetunion und in den geistigen Prinzipien, die es tragen, stösst man ständig auf Widersprüche. Hier die vorbildlichen Leistungen für die Verwirklichung von Chancengleichheit, die für breite Schichten Möglichkeiten qualifizierter Ausbildung und des Aufstiegs eröffnen und damit zugleich konkrete Befreiung von uralten Schicksalszwängen bedeuten – dort aber die strikt autoritären Lernprinzipien, welche alle Ansätze zu Offenheit, Mündigkeit, zu kritisch zukunftsbezogenem Problembewusstsein wieder verschütten und verderben. Hier das Fortschrittsdenken, das, mag es auch als etwas naiv und technologisch verengt erscheinen, doch zugleich meint, dass es allen besser gehen und alle menschenwürdig miteinander sollen leben können – dort jene alt-neue, im Leninkult gipfelnde Orthodoxie, die schöpferisch aufs Neue, Künftige, Unbekannte gerichtete Entwicklungen blockiert.

Die Widersprüche sind unübersehbar, selbst wenn sie von der Mehrheit der Betroffenen, deren Blick wie überall, und so verständlich wie menschlich, aufs Nächstliegende, aufs Glück und die Hoffnungen des Augenblicks gerichtet ist, noch kaum empfunden werden. Zugleich sind die Widersprüche in ihren Auswirkungen unabsehbar. Werden sie in einem langen, langsamen, evolutionären Prozess zugunsten unbefangener Zukunftsoffenheit überwunden werden? Oder wird die Erstarrung, umgesetzt in Zwang nach innen und aussen, immer stärker werden? Oder wird es gar eines Tages zu schweren Erschütterungen kommen, die gewissermassen in einer zweiten Revolutionswelle den alten «Überbau» wegsprengen, wenn er zu den Erfordernissen der entfalteten Industriegesellschaft so wenig mehr passt wie einst der Spätzarismus zu den Erfordernissen der nachholenden Industrialisierung? Niemand, ausser der Geschichte selbst, kann auf solche Fragen Antwort geben. Von der Art der Antwort aber wird sehr viel abhängen – und nicht nur für die Menschen in der Sowjetunion.